

MARGARET
KILLJOY

Das
LAMM
wird den
LÖWEN
verschlingen

Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
The Lamb Will Slaughter the Lion
erschien 2017 im Verlag Tor.com.
Copyright © 2017 by Margaret Killjoy

1. Auflage September 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten
Titelbild: Timo Wuerz

Auch als eBook erhältlich:
ISBN 978-3-86552-847-6

Eins

Manchmal muss man das Messer ziehen. Das ist nichts Gutes. Ich mache das nicht gern. Aber manchmal muss man einfach ein Messer in die Hand nehmen und klarmachen, auf wen das spitze Ende zeigt.

»Hier kannst du mich rauslassen«, sagte ich, ehe das Messer ins Spiel kam. Es war keine Frage. Männer unterstellen immer, dass Aussagen wie diese Fragen sind.

»Das ist eine Geisterstadt«, sagte er. Ich wusste nicht, wie er hieß. Er war so nett gewesen, mich mitzunehmen, als ich mitten im Nirgendwo von Iowa am Straßenrand gestanden hatte, aber er war nicht so nett, mich dort rauszulassen, wo ich hinwollte.

»Das passt schon«, sagte ich. »Setz mich einfach ab.«

»Da gibt's doch bestimmt eine bessere Stelle. Ein Walmart oder so. Da lass ich dich raus.«

»Lass mich hier raus.«

»Ich kann dich doch nicht einfach mitten im

Nichts absetzen, nicht ganz allein. Das ist nicht sicher.« Er sagte das ohne eine Spur von Ironie und verriegelte die Türen.

In diesem Moment kam das Messer ins Spiel. Ich ließ es aus meiner Jeanstasche gleiten und klappte es auf. Wenn man ein Messer zieht, dann heißt es alles oder nichts. Entweder kam ich aus dieser Misere raus, oder alles würde noch sehr viel schlimmer werden.

»Herrgott«, sagte er und fuhr rechts ran.

Ich entriegelte meine Tür, schnappte meine Sachen und sprang auf den Kies, noch bevor der Wagen zum Stehen gekommen war.

»Blöde Schlampe.«

Ich zeigte ihm den Mittelfinger, als er losfuhr, aber zumindest fuhr er los. Am schlimmsten war, dass er vermutlich wirklich glaubte, dass er auf mich aufpasste. Dass er ein netter Kerl war. Ich hoffte, dass ihm was Schlimmes zustieß, und zwar bald.

Seit zehn Jahren musste ich mich mit so einer Scheiße von Autofahrern abgeben. Es nervte. Verdammte, mit 28 war ich echt zu alt für den Mist. Vor zehn Jahren hatte ich mit den Fahrern noch über alles Mögliche geredet und es genossen. Ich mochte die Netten, weil sie so freundlich waren,

und ich mochte die Verrückten, weil sie die besten Geschichten erzählten. Okay, ich hasste die rassistischen Arschlöcher, aber durch die blieb ich am Puls dieses rassistischen Scheißlandes. Aber ein Jahrzehnt ist verdammt lang und was auch immer ich mal am Trampen gefunden haben mochte, war lange verblasst. Nichtsdestotrotz brachte es mich dahin, wo ich hinwollte.

Das Ortsschild am Stadtrand war übermalt worden. Keine Ahnung, was da früher gestanden hatte, aber jetzt hieß es in sauberer Schablonschrift: FREEDOM, IOWA. GEMEINDEFREI. Eine ganze Stadt, verlassen von einer toten Wirtschaft und besiedelt von Hausbesetzern, Aktivisten und Anarchisten.

Es war der letzte Ort, an dem Clay gelebt hatte, der letzte Ort, an dem er Zeit verbracht hatte, ehe er sich auf den Weg nach Westen gemacht und sich die Kehle aufgeschlitzt hatte. Keine Warnsignale, keine Hilferufe.

Ich hatte viele Fragen. Wenn es Antworten gab, fand ich sie vielleicht in Freedom, Iowa.

Ich schulterte meinen Rucksack und schloss den Bauchgurt. Der Rucksack hatte Clay gehört. Seinen Abschiedsbrief hatte ich zusammengefaltet in der kleinsten Tasche verstaut. Eine

zweispurige Straße führte vom Highway ab und in die Stadt hinein. Sie war mit blassem, vielfach ausgebessertem Asphalt gepflastert und von hohen Bäumen gesäumt. Ich folgte mit lockerem Schritt der doppelten Seitenlinie.

Nach etwa 100 Metern und ein paar Kurven, wo die Bäume dicht genug standen, um die gesamte Straße in Schatten zu tauchen, entdeckte ich vor mir im Straßengraben einen Hirsch, der an etwas auf dem Boden zupfte.

Das Tier war dunkelrot. Blutrot. Mir war nicht klar gewesen, dass Hirsche so eine Farbe haben können.

Ich wechselte die Straßenseite, um ihn nicht aufzuscheuchen, musste ihn aber immerzu anstarren. Vor ihm auf dem Boden lag ein totes Kaninchen, den Bauch nach oben, den Brustkorb aufgerissen. Da sah der Hirsch auf und blickte mich an. Von seinem roten Maul tropfte das Blut.

An seiner rechten Kopfseite trug er ein vollständiges Geweih. An der linken Seite zwei.

»Heilige Scheiße«, sagte ich.

Ich ging weiter, denn was sollte ich auch sonst tun? Der Hirsch sah mir nach, bis ich um die nächste Kurve gebogen war, und ich spürte seinen Blick auf meinem Rücken. Die einzigen

Geräusche, die die Luft durchschnitten, kamen von Vögeln und dem schwachen Rauschen eines nahen Flusses. Im Wald blühten Wildblumen.

Nach einer Viertelmeile verließ ich den Wald und entdeckte die Stadt am anderen Ufer des schmalen, träge dahinfließenden Flusses. Etwa 50 Häuser waren entlang einer sich windenden Straße in den Berg gebaut. Am Straßenrand und in den Einfahrten standen ein paar alte Autos, aber ich konnte nicht erkennen, ob sie noch in Benutzung oder für immer hier geparkt waren. Über den Fluss spannte sich eine zweispurige Brücke. Wenn Clay über diesen Ort gesprochen hatte, hatte es wie das Paradies geklungen.

Ich ging bis zur Mitte der Brücke und hielt dort an, um über das Geländer auf das Wasser zehn Meter unter mir zu schauen, das sich seinen Weg über die Felsen bahnte. Am anderen Ende der Brücke lag eine verbarrikadierte Tankstelle. Sie war mit Graffiti bedeckt, die mindestens so gut waren wie alles, was ich in Oakland gesehen hatte. Noch eine Viertelmeile weiter den Berg hinauf standen die ersten Häuser. Die meisten waren zugewuchert und bei vielen waren die Dächer eingestürzt, andere wirkten noch halbwegs in Schuss.

Ich betrat die Stadt, entdeckte aber keinerlei Lebenszeichen. Keinen Rauch, keine Lichter, keine Bewegung. Niemand war auf der Straße unterwegs oder saß auf einer der Veranden. Vielleicht waren sie alle abgehauen, genau wie Clay. Vielleicht war das Wasser hier genauso vergiftet wie in halb Mittelamerika und durch Erscheinungen wie diesen abgefuckten Mutantenhirsch mit seinen drei Geweihen hatten alle gemerkt, dass es hier nicht mehr sicher war.

Die ersten fünf oder sechs Häuser, an denen ich vorbeikam, waren Split-Levels: Ihre versetzten Ebenen waren in den Berg gebaut. Statuen aus Schrott bevölkerten einen Vorgarten – ein Hirsch mit drei Geweihen zwischen anderen Wald- und Farmtieren. Selbst die Statue schien mich mit ihren Blicken zu durchbohren und das verdammte Teil hatte nicht mal Augen.

Das nächste Haus war frei stehend, ein altes Gebäude im Kolonialstil. Es war schön mit seiner dunkel gestrichenen hölzernen Wandverkleidung. Das runde Mansardenfenster wirkte wie ein Auge, das einen sehnsüchtigen Blick über den Fluss und Iowa gleiten ließ. Ich stieg die Zementstufen zu einer hölzernen Terrasse an der Seite des Hauses hinauf und spähte durch die Schiebetür hinein.

Aber drinnen war es dunkler als draußen und ich erkannte nur mein eigenes, kurz geschnittenes Haar, das sich im Glas spiegelte. Ich setzte mich auf einen der Terrassenstühle, lehnte mich zurück und grübelte über die leere Stadt und das mir immer wieder entgleitende Glück.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich finden sollte, was ich suchte. Ich war hergekommen, um in Bewegung zu bleiben. Ohne Bewegung war alles sinnlos. Ohne Bewegung wäre ich vermutlich so tot wie Clay.

Ich lehnte mich weiter zurück, legte meine Füße auf den Tisch und blickte über die Stadt. Für heute sollte das mein Königreich sein, entschied ich, ehe ich morgen erneut aufbrach. Ich hatte noch Konserven für mindestens drei Mahlzeiten und für den Notfall steckte irgendwo in meiner Tasche noch ein Glas Erdnussbutter, das mich für Tage am Leben erhalten konnte. Ich packte mein Handy und die Kopfhörer aus, startete die Black-Metal-Playlist und döste ein.

Die kurzen, episodenhaften Träume, die ich habe, wenn ich nachmittags schlafe, gefallen mir am

besten. An jenem Tag war ich ein kleiner Kobold, der auf einem brontosaurierartigen Vieh ritt. Ich hatte mich in einen Menschenjungen verliebt und fürchtete, er könnte herausfinden, dass ich ein Kobold war.

Manchmal, wenn ich wach bin, bin ich glücklich, aber niemals so glücklich wie im Traum. Wenn ich wach bin, verspüre ich immer diese Nostalgie, das Gefühl, etwas zu vermissen, an das ich mich erinnere, was ich aber nicht greifen kann. Dann bemerke ich mit einer unerträglichen Plötzlichkeit, dass ich während all dieser Augenblicke in meinem Leben viel präsenter hätte sein müssen, dass ich mir die Zeit hätte nehmen und sagen sollen: »Scheiße, Mann, das hier ist mein Leben und es ist manchmal so verdammt großartig.« Wenn ich träume, dann schwimme ich einfach im Glück und der Intensität und Allgegenwärtigkeit des Lebens.

Später am Nachmittag hörte ich ein Rascheln und öffnete halb die Augen. Auf dem Geländer vor mir saß ein Kaninchen und säuberte seine Pfoten. Schläfrig beobachtete ich es. Es drehte sich zu mir und ich sah, dass seine Brust eine einzige offene Wunde war. Sein Brustkorb und die Organe fehlten. Es roch nach Tod und Blut,

obwohl ich sonst in meinen Träumen eigentlich nicht viel rieche. Dann hoppelte es davon und ich nahm an, dass es nur ein Albtraum gewesen war, und schlief wieder ein.



»Nimm deine Füße vom Tisch.«

»Was?« Ich schreckte hoch und riss mir die Kopfhörer aus den Ohren.

»Ich mag keine dreckigen Schuhe auf dem Tisch«, sagte er.

Ich stellte meine Füße auf die Terrasse und wandte mich um. Ein schlaksiger, attraktiver Kerl sah mich an. Eine braune Faust war in seine Hüfte gestützt und ein merkwürdiges Lächeln zierte sein Gesicht. Er trug ein Septum-Piercing. Die eine Seite seines Kopfes war rasiert und seine restlichen Haare kringelten sich in dicken schwarzen Locken. Er trug ein sauberes, kurzes Kleid in verblasstem Schwarz, das an einigen Stellen mit Zahnseide geflickt war. Die meisten seiner vielen Tätowierungen waren reines schwarzes Blackwork. Hinter ihm stand die Glasschiebetür offen. Offensichtlich hatte ich ihn nicht kommen hören.

»Und wer bist du?«, fragte er.

»Danielle«, antwortete ich.

Er musterte mich von Kopf bis Fuß, wobei er den Kopf zur Seite gelegt hatte, als müsste er über etwas nachdenken.

»Ich, ähm, ich wusste nicht, dass hier jemand wohnt«, sagte ich.

»Nun«, gab er zurück. »Es wohnt jemand hier. Wenn du was Eigenes suchst, gibt es noch mindestens vier oder fünf leer stehende Häuser. Sogar mehr, wenn du weißt, wie man Dächer repariert.«

Er starrte mich an, während ich diese Information noch verarbeitete.

»Oh, du bist neu. Also neu-neu. Also weißt-noch-gar-nichts-neu.«

»Ich bin gerade angekommen«, sagte ich. »Ich dachte, dass womöglich niemand mehr übrig ist.«

»Ich bin Vulture«, stellte er sich vor. »Welches Pronomen bevorzugst du?«

»Sie«, sagte ich.

»Ich benutze ›er‹«, erklärte er.

Ich nickte.

»Okay, Danielle, ich bin rausgekommen, weil da eine fremde Frau auf unserer Terrasse schläft. Alle anderen sind drinnen und fragen sich, wer zur Hölle du bist.«

Er trommelte mit den Fingern gegen sein Kinn.

»Moment, wie ist dein Nachname?«

»Cain.« Das war nicht mein echter Name, sondern mein Punkname.

»Du bist Dani Cain!« Sein Körper entspannte sich und ein breites Lächeln schoss auf seine Lippen.

»Danielle ist mir lieber als Dani«, sagte ich. Außer Clay hatte ich schon seit Jahren niemandem mehr erlaubt, mich »Dani« zu nennen.

»Clay hat von dir erzählt. Keine Ahnung wie oft, fast jeden Tag? Komm rein! Iss mit uns! Willkommen in der Stadt!«

Unter Hausbesetzern und Punks existiert eine Art der Gastfreundschaft, die ich mehr als schätze. Wenn es nicht mehr genug für alle gibt, dann teilen die Leute. Meines Erachtens werden wir Armen deshalb so oft ausgenutzt. Ich traf also in einer Geisterstadt einen tätowierten Mann und folgte ihm in sein Haus, weil er jemanden kannte, den ich kannte. Klar musste ich kurz abwägen, aber es fühlte sich um Längen sicherer an, als zu einem Fremden ins Auto zu steigen.

Von außen wirkte das Haus rustikal und irgendwie hübsch. Innen war es umwerfend. Ich hatte viel Zeit in US-amerikanischen besetzten Häusern verbracht und dachte, ich wüsste, was ich zu

erwarten hatte. Besetzte Häuser können von ›Gott im Himmel, die Leute pissen allen Ernstes in die Ecke‹ über ›Ganz normal, aber ziemlich unordentlich‹ bis hin zu ›Offensichtlich wohnen hier Künstler, Herrgott, warum steht da ein lebensgroßes Styropornilpferd im Wohnzimmer‹ so ziemlich alles bieten. Aber dieses Haus war anders. Um nur eine Sache zu nennen: Es war sauber und jede Wand war grau, schwarz oder kupferfarben gestrichen. Alle Beschläge waren aus Gold oder Kupfer, auch wenn etwa die Hälfte nur mit Farbe angesprüht war. Überall hingen Spiegel und leiteten Licht in alle Ecken des Hauses.

Zwei riesige Sofas waren verwaist, während die drei Leute im Wohnzimmer sich gemeinsam auf einen Zweisitzer quetschten, gestapelt, wie es nur Punks und kleine Hunde tun. Ein Mann und eine Frau saßen nebeneinander und eine weitere Frau lag über ihnen und tätowierte mit einer Nadel, einem Faden und Tinte den Nacken des Mannes.

»Darf ich euch Danielle vorstellen«, sagte Vulture mit großer Geste. »Die Dani Cain. Jetzt aber lieber Danielle. Sie ist gerade zum allerersten Mal in die Stadt gekommen.«

»Verdammt aber auch«, sagte der Tätowierte. »Miss Cain höchstpersönlich.«

»Die da anständig sitzen, sind Thursday und Doomsday«, stellte Vulture vor. »Wir nennen sie die Days. Sie sind Freedom, Iowas einziges Powerpärchen. Los, macht euer Ding.« Er klatschte fröhlich in die Hände.

»Ich will nicht«, sagte die Frau.

»Wir müssen«, sagte der Mann. Er zog seine Arme unter der Tätowiererin hervor und streckte seine zusammengelegten Fäuste nach vorn. Auf seinen Knöcheln stand in Schwarz THURSDAY auf der braunen Haut. Die Frau seufzte und streckte ihre bleichen Hände aus, die Handflächen nach unten. In derselben Schriftart wie Thursdays Tattoo, aber eindeutig viel verblasster, stand da DOOMSDAY.

»Und das ist Brynn«, erklärte Vulture weiter.

Brynn, die Tätowiererin, sah mich mit blassgrauen Augen an. Eine zentimeterdicke schwarze Linie war von ihrem Haaransatz bis zu ihrer Nasenwurzel tätowiert. Dort traf sie auf ihre Brille, was eine nahezu hypnotische Symmetrie ergab. Sie trug den gleichen Militärgürtel wie ich und hatte den gleichen Teleskop-Schlagstock in einem Holster an der einen Seite und Pfefferspray auf der anderen. Beide Waffen sind zur Selbstverteidigung nützlicher als ein Messer. Messer

sind nur gut zum Drohen, nicht zum Kämpfen. Aber Pfefferspray kann einen Gegner wirklich ausknocken und ein Schlagstock kann jemanden halb totschiagen, ohne dass er äußerlich blutet.

Unsere Blicke trafen sich. Ich versuche immer, nicht zu viel in solche Begebenheiten reinzulesen, aber unsere Blicke trafen sich. Nach einem kurzen Moment fuhr sie damit fort, Thursday zu tätowieren.

»Was führt dich in diesen beschissenen kleinen Winkel der Welt?«, fragte Brynn, ohne nochmals von ihrer Arbeit aufzusehen.

»Er ist nicht beschissen«, sagte Thursday.

»Nicht reden. Dein Nacken bewegt sich, wenn du redest.«

»Es ist schon ein bisschen beschissen hier«, sagte Doomsday.

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war »nicht reden« nicht unbedingt Thursdays Lieblingsbeschäftigung.

»Fertig«, verkündete Brynn. Sie legte die Nadel neben ein Tintenfasschen auf einen Stoffetzen auf dem Couchtisch und drehte Thursday um, sodass alle etwas sehen konnten. Auf seinem Nacken prangte ein stilisierter Hirschkopf mit drei Geweihen, die sich bis zu seinem Haaransatz zogen.

Ich wollte mich danach erkundigen, aber eine plötzliche Furcht ließ mich innehalten. Da war mehr an Freedom, als ich ahnte, und sosehr ich mich hier auch zu Hause fühlen wollte, war ich es doch nicht.

Vulture lobte Brynns Arbeit und Thursdays Geschmack und fotografierte das Tattoo dann mit seinem Handy.

»Vulture, hilfst du mir mit dem Abendessen?«, fragte Brynn. Thursday begann, die Tätowier-ausrüstung aufzuräumen.

»Sobald ich den richtigen Filter gefunden und das hier gepostet hab.«

»Ich kann helfen«, sagte ich. »Ich koche gern.«

Also folgte ich Brynn in die Küche. Ich hoffte, diese Tätigkeit würde mich von den Sorgen ablenken, die mir keine Ruhe ließen. Vulture schlenderte hinter uns her und tippte und wischte dabei auf seinem Telefon herum.

»Du musst echt nicht beim Kochen helfen«, sagte Brynn.

»Es macht mir Spaß«, gab ich zurück. Ich liebte es, für andere zu kochen, und hasste es, es für mich allein zu tun. Wenn ich allein bin, esse ich auch verfuckte Proteinriegel zum Abendessen. Brynn schaltete das Licht ein, eine Reihe heller

LEDs, die in einem Holzbalken an der Decke versenkt waren.

»Woher bekommt ihr den Strom?«, fragte ich.

»Solarstrom«, sagte Vulture, der noch immer auf sein Handy starrte. »Wir brauchen nicht viel, nur für Licht und unsere Telefone.« Er legte das Handy auf die Arbeitsplatte und durchwühlte einen Korb mit Gemüse, bis er eine Zwiebel fand, die er vor mich legte. Ich schnitt sie in Würfel, während Brynn nach draußen ging, um das Gas für den Ofen aufzudrehen.

»Woher kommt das Gas?«, wollte ich wissen.

»Wir, ähm«, sagte Vulture zögerlich. »Wir kaufen es bei Walmart. Der einzige Laden im Umkreis von zwei Stunden, bei dem man so ziemlich alles kriegt.«

Fast hätte ich gefragt, woher sie das Geld hatten, aber ich nahm an, die Antwort bereits zu kennen: eine Kombination aus Verbrechen, Saisonarbeit und Heimarbeit. Genau wie bei uns übrigen Reisenden.

»Und das Wasser?«, fragte ich.

»Wasserschlüssel. Ich hab einfach den städtischen Anschluss wieder aufgedreht«, antwortete er. »Man kann übers Internet so ziemlich alles kaufen. Hab ihn an eine Adresse in Chicago liefern lassen.«

Vulture hatte die Angewohnheit, jedes seiner Worte mit einer großen Geste zu unterstreichen, als wollte er alles um uns herum mit Bedeutung tränken. Brynn kam pfeifend zurück und gab die gewürfelte Zwiebel in eine Bratpfanne. Die Frau war größer als ich, muskulös und höllisch attraktiv.

Unter anderen Umständen hätte ich mich vermutlich längst in beide verliebt. Stattdessen waren sie mir ein Rätsel; ein Rätsel, das ich lösen wollte. Um Clays willen, und um meinetwillen.

»Das Wasser ist aber nicht irgendwie, na, verseucht oder so?«

»Absolut nicht, das Wasser ist klasse«, sagte Vulture.

Ich wollte gerade nach dem mutierten Hirsch fragen, aber Rufe von der Straße unterbrachen mich. Brynn legte ihren Kochlöffel weg, Vulture sein Messer und wir sahen uns an.

Die Rufe wurden rasch zu einem Schrei. Wir rannten zur Tür.

Zwei

Die Sonne hing schwer und groß am westlichen Horizont, am oberen Ende der Straße, und das letzte Licht des Tages tauchte alles in lebendige, langsam verblassende Farben. Keine 20 Meter von uns entfernt schritten weiße Lämmer, die mit roten und violetten Wunden gesprenkelt waren, auf beiden Spuren der Straße im Kreis. Zwischen ihnen huschten Gänse hin und her und eine majestätische Ziege überwachte diese Parade. Jedes der Tiere wies da, wo sein Brustkorb sein sollte, eine klaffende Wunde auf, dennoch lebten sie. Sie öffneten ihre Mäuler, um zu brüllen und zu schnattern und zu blöken, aber ihren ausgeweideten Körpern entfuhr nur merkwürdige Kratzlaute.

Zwischen die angenehmen Gerüche des Sommers – früh blühende Sommerblumen, der Grill eines Nachbarn, ein weiter entferntes Lagerfeuer – mischte sich der Eisengestank von Blut, die Fäulnis des Todes. Genau wie bei dem Kaninchen, von dem ich gedacht hatte, ich hätte es geträumt.

Ein Flattern über mir erregte meine Aufmerksamkeit. Auf den Stromleitungen saßen Hunderte von Vögeln ohne Brustkörbe – Spatzen und Finken, Häher und Tauben – und schrien trocken und Unheil verkündend, wie in einem wütenden Tribunal der Verhandlung unter ihnen. Ich war wie versteinert. Keine Ahnung, ob das Magie oder der Schock war oder ob man das überhaupt klar unterscheiden kann. Ich stand da auf dem Rasen, mit offenem Mund, und starrte auf das untote Spektakel vor mir.

In der Mitte stand vornübergebeugt ein Mann und rang um Atem. Er war gerannt. Er hatte geschrien. Ein paar weiße Haare ragten unter seiner Kapuze hervor und er trug geflickte schwarze Jeans. Seine Haltung war die eines Verurteilten. Einen Augenblick lang dachte ich, er sei der Herr über diese Tiere, eine Art Punkrock-Beschwörer. Aber wohin er sich auch wandte, blockierte ihm einer der Bauernhof-Dämonen den Weg. Er wollte zu uns.

»Doomsday!«, rief er mit vom Schreien heiserer Stimme. »Warnt Doomsday! Rennt!«

Ich wollte zu ihm laufen, aber Vulture legte seine Hand auf meinen Arm. Er filmte alles mit seinem Smartphone.

»Wir müssen ihm helfen«, rief ich.

»Das können wir nicht«, sagte Vulture. Er war den Tränen nahe. Genauso wie Brynn, die an meiner anderen Seite stand. Sie kannten diesen Mann und mochten ihn.

Kurz nach uns kamen auch Thursday und Doomsday aus der Tür, jeder mit einer identischen Pistole in der Hand. Sie hielt ihre schlafl an der Seite, ein totes Gewicht. Er hatte beide Hände am Griff und einen Finger an der Sicherung.

Wo zur Hölle war ich gelandet?

Dann sah ich den Hirsch. Der blutrote Hirsch kam den Berg herab, die letzten Sonnenstrahlen im Rücken, seine drei Geweihe eine scharfe Silhouette. Die Tiere teilten sich für ihren Herrn und der alte Mann richtete sich auf, um sich seinem Schicksal zu stellen.

Die Kreatur erhob sich auf die Hinterbeine und trat dem Mann gegen die Brust. Seine Rippen brachen mit einem Knall wie ein Pistolenschuss, der meine Ohren klingeln ließ. Der Mann brach ohne einen Laut zusammen und der Hirsch vergrub sein Maul in der Brust seines Opfers, um ihm das Herz herauszureißen.

Wenn ich ein Auto gehabt hätte, hätte ich fliehen können. Ich hätte mich irgendwo, wo auch

immer, in Sicherheit bringen können. Wenn ich ein Auto gehabt hätte. Der Highway war zu weit weg, um hinzurennen, und ich sah schon vor mir, wie mich dieser monströse Hirsch über den Fluss und durch den Wald jagte. Hufe auf meinem Rücken, das Geweih in meiner Brust, mein Herz vor meinen Augen in die Höhe gehalten. Also rannte ich nicht. Ich blieb stehen, bei Clays Freunden, vor Angst beinahe gelähmt.

»Die Sonne ist fast untergegangen«, flüsterte Vulture. »In der Nacht ist er machtlos.«

Die Tiere teilten sich erneut und der Hirsch schritt über den Berg davon, runter zum Fluss und außer Sicht. Langsam folgten ihm die Tiere. Die Vögel schwiegen einen Moment und der Mann schwieg für immer.



»Was zum Teufel geht hier vor?«, fragte ich. Ich schwitzte. Wir waren wieder im Wohnzimmer, aber nur Doomsday hatte sich hingesetzt. Ich konnte nicht entscheiden, ob ich mich in der Nähe der Tür und weit weg von diesen Leuten sicherer fühlte oder weit weg von der Tür und damit von dem Leichnam, der unter einem Laken auf der Veranda lag.

Vulture war mit einem Fremden losgezogen, jeder mit einer Schaufel über der Schulter, um dem Toten ein Grab zu schaufeln. Auf der Veranda hatten sich einige Menschen versammelt. Wollten sie kondolieren? Anklagen? Waren sie neugierig? Niemand erklärte es mir und ich verstand es nicht.

Brynn legte ihre Hand an mein Schulterblatt. Ich wich vor ihrer Berührung zurück.

»Dieses Wesen heißt Uliksi«, sagte Doomsday.

»Was?«

»Du kanntest Clay. Kanntest du auch seine Magie?«

»Ja. Ich meine, er hat Tarotkarten gelegt und so Zeug. Manchmal hat er mit den Händen gewedelt und was über Chaos und ewige Geister erzählt, um uns zur Vernunft zu bringen, wenn wir was Dummes oder Gefährliches machen wollten.«

»Hast du jemals einen der ewigen Geister gesehen?«

»Nein, ich habe nie einen der ewigen Geister gesehen, weil die ewigen Geister verflochtene Metaphern sind, okay?«

»Sind sie nicht«, sagte Doomsday.

»Kein Scheiß.«

Ich klopfte wie verrückt mit meiner Hand auf meinem Oberschenkel herum. Dieser nervöse Tic

war neu. Vermutlich war ich noch nie so nervös gewesen.

Wir hatten das Abendessen völlig verbrennen lassen, aber Thursday kam mit Tee auf einem angelaufenen Silbertablett und bot mir eine Tasse an. Ich schlug sie ihm aus der Hand. Das Porzellan fiel auf den Holzboden und rollte weg. Wenn der Boden doch nur aus Zement gewesen wäre, dann wäre sie zersprungen, wie sie es hätte tun sollen.

Nach all den Jahren, die ich außerhalb der normalen Gesellschaft gelebt hatte, war ich nun endlich durch den Spiegel gekrochen.

»Ich hab mir gedacht, dass du ausflippen würdest«, sagte Thursday. »Würde ich an deiner Stelle auch. Aber es geht hier jetzt nicht um dich. Wir müssen einen verschissenen Plan machen.«

»Nein«, sagte Doomsday zu ihrem Lover. »Es ist okay. Die Schutzwälle werden halten. Das Haus ist sicher. *Ich* bin sicher.«

Die weiche Couch umfing mich mit ihrer Umarmung. Brynn setzte sich neben mich und ich lehnte mich an sie. Ich ließ meine Anspannung durch mich hindurch und in den Boden fließen, wie Clay es mir beigebracht hatte. Ich ließ zu, dass mich eine Fremde stützte. Die Leute in

diesem Haus würden mir *wahrscheinlich* nichts tun. Mehr konnte ich von so ziemlich niemandem annehmen.

Doomsday sah mich an. Sie war eine harte, starke Frau. Stämmig, gebieterisch und wunderschön. Aber nicht ohne eine gewisse Wärme, ohne diesen gewissen Schimmer von Sorge um ihre Augen herum.

»Der Hirsch heißt Uliksi«, wiederholte sie. »Ein ewiger Geist. Ein Dämon. Eine Kreatur der Rache, die durch die Wälder streift, im Fluss schwimmt, diese Stadt bewacht. Er war ein Beschützer, bis heute.«

»Ihr betet ihn an«, sagte ich. Es war keine Frage.

»Ich würde eher sagen, die Leute *verehren* ihn. Keine Anbetung.«

»Warum?«

Doomsday nippte an ihrem Tee. »Wir haben ihn beschworen, damit er einen Mann tötet, letztes Jahr zur Sonnenwende. Um einen Mann zu töten, der sich selbst zum König gemacht hatte. Wir haben den Hirsch beschworen, damit niemand jemals in die Fußstapfen dieses Mannes tritt.«

»Desmond«, sagte Brynn.

»Anfangs lebten hier vielleicht 30 Leute«, erklärte Doomsday. »Im Frühling vor zwei Jahren.

Clay war einer davon. Nach ein paar Monaten, als es schien, als würde die Stadt nicht von den Cops ausgehoben werden, sprach es sich herum. Mehr von uns kamen, die meisten aus Chicago. Es war ein hartes Leben und wir froren und waren hungrig und erschöpft. Für einige Leute war es einfach ein Ort, an dem sie umsonst wohnen konnten. Andere konnten hier anarchistische Ideale praktisch umsetzen. Manche kamen aus ganz eigenen Gründen. Es lief gut. Bis Desmond kam.«

»Der Wichser hat es geschafft, die Macht an sich zu reißen«, sagte Thursday. »Niemand sollte zu so was in der Lage sein. Darum ging es ja. Aber, keine Ahnung, er hatte auf einmal den Sicherheitsrat unter sich, und irgendwann so ziemlich alles. Er hat schon Gutes getan, hat ein paar Typen verjagt, die uns Ärger machen wollten, aber er ... Macht, Mann. Macht kann Leute ganz schön abfucken. Und sie zieht per se abgefuckte Leute an.«

»Also habt ihr ihn umgebracht?«, fragte ich.

»Nein, wir haben ihn nicht umgebracht«, widersprach Thursday. Er wirkte nachdenklich. »Na ja, am Ende schon. Aber erst, als sich das hier alles in *Die Farm der Tiere* verwandelt und

Desmond verdammt noch mal diesen Jungen totgeschlagen hat. Direkt hier auf der Brücke. Vor zehn Leuten. Er hat ihm den Schädel eingeschlagen und ihn von der Brücke geworfen.«

»Ben, der netteste kleine Stinker, den du dir vorstellen kannst«, sagte Vulture. Er schloss die Schiebetür hinter sich und begann, seine vom Graben verdreckten Klamotten auszuziehen. »Kannst du dir vorstellen, wie schwierig es ist, die Leiche deines Freundes aus einem Fluss zu bergen?«

»Wir wussten nicht, was wir tun sollten«, fuhr Doomsday fort. »Wir waren nicht genug, um ihn rauszuwerfen – er hatte zu viel Einfluss. Wir hätten ihn ermorden können, aber dann wäre ein Bürgerkrieg ausgebrochen.«

»Wir wollten gehen«, übernahm Thursday. »Etwa die Hälfte der Stadt wollte weg. Desmond redete Mist, von wegen das könnten wir nicht. Wenn wir gingen, sei das zu gefährlich, weil wir zu viel wüssten. Wenn wir gingen, könne er nicht für unsere Sicherheit garantieren.«

»Clay redete uns die Idee mit dem Attentat aus«, sagte Doomsday. »Thursday und ich wollten gerade los, wir hatten unsere Pistolen schon in der Hand, kurz vor dem Morgengrauen zur

Sommersonnenwende. Fast genau vor einem Jahr. Clay hatte sich uns angeschlossen, die einzigen Leute in der Stadt, die verrückt genug waren, an seine Magie zu glauben. Rebecca war die einzige andere echte Hexe. Der Mann, den du hast sterben sehen, hieß Anchor. Die drei kamen gemeinsam zu mir und im Frühnebel gingen wir zum Fluss, unter die Brücke. Jeder hatte eine Aufgabe. Ich war die Unschuldige; sie verbanden mir die Augen. Clay und Rebecca sagten ihre Sprüche auf; Anchor schnitt sich in die Handfläche und ließ das Blut in den Fluss und auf den Stein tropfen. Als die Sonnenwend-Sonne aufging, brachte sie Uliksi mit, einen Geist, der den Jäger zum Gejagten macht. Uliksi jagt die Rachsüchtigen, die, die voller Hass sind. Oder wie Clay es formuliert hat: Uliksi jagt die, die Macht über andere wollen.«

Noch einen Tag zuvor hätte ich kein Wort von dem geglaubt, was sie mir da erzählte. Während sie sprach, schwankte ihre Stimme zwischen Selbstbewusstsein und Scham. Vermutlich hatte die Geschichte mal heroisch geklungen.

»Desmond und seine Leute wollten uns aufhalten. Einer seiner Freunde riss mir die Augenbinde genau in dem Moment ab, in dem Uliksi aus dem Wasser stieg. Uliksi wankte wie ein

neugeborenes Kalb, dann sah er Desmond starr an. Desmond taumelte zurück, stolperte und Uliksi erwischte ihn an der Kehle. Er schleppte ihn zum Flussufer und drückte sein Gesicht unter Wasser. Dann brach er seinen Brustkorb auf und riss ihm das Herz heraus. Desmonds Leute sind abgehauen. Uliksi ist geblieben.«

»Shit«, sagte ich. Äußerungen mit mehr als einer Silbe waren mir in diesem Moment zu hoch.

»Also, ja, willkommen in Freedom, Iowa. Seit einem Jahr haben wir diesen wohlwollenden, mörderischen Geist, der über uns wacht. Was seltsam ist, aber im Grunde ganz gut läuft.«

»Womit wir bei heute Abend wären«, sagte Thursday.

»Womit wir bei heute Abend wären«, stimmte ihm Doomsday zu. »Das Letzte, was Clay zu mir sagte, als ich ihn vor zwei Monaten an einer Tankstelle absetzte, war, dass Uliksi sich gegen seine Beschwörer wenden würde. Ich habe ihm nicht recht geglaubt. Nicht bis heute.«

Ein Klopfen an der Schiebetür ließ mich auffahren. Vulture öffnete und unterhielt sich kurz mit jemandem.

»Sie sind so weit«, berichtete er und schlüpfte nach draußen.

Die Days standen auf, richteten einander Kragen und Haare und gingen ebenfalls raus.

»Also dann«, sagte Brynn. »Ich schätze, wir gehen auf eine Beerdigung.«



birdsbeforethestorm.net

Margaret Killjoy ist Autorin, Musikerin, Handwerkerin und Alleskönnerin.

Margaret ist eine Transfrau und wuchs in Maryland auf. Den größten Teil ihres Erwachsenenlebens verbrachte sie auf der Straße. Derzeit hat sie sich in den Appalachen niedergelassen.

»Politisch bin ich eine Anarchistin: Ich glaube, dass die Gesellschaft ohne Hierarchie- und Unterdrückungssysteme wie Staat, Kapitalismus, weiße Vorherrschaft, Patriarchat und dergleichen besser dran wäre.«

Infos & eBook:
www.Festa-Verlag.de